

# Die zerbrochene Melodie

Autor(en): **Christen, Kuno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 13

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638871>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die zerbrochene Melodie

Endlich hatten wir alle die langen Gänge der Irrenanstalt durchwandelt. In wieviele Zellen voller Elend, Grauen und Hoffnungslosigkeit sahen wir hinein! Doch die schlimmsten und furchtbarsten Kranken haben wir gar nicht besuchen dürfen. Der Herr Verwalter wollte uns schonen. Gesunde Menschen könnten sich nur nach und nach daran gewöhnen, bemerkte er, bitter lächelnd.

Eben wollten wir uns mit einigen Worten warmen Dankes verabschieden, um erleichtert hinauszugehen — da ertönte plötzlich aus einer nahen Zelle ein furchtbares Schreien, nein, kein Schreien, kein menschliches Stöhnen, aber auch nicht tierische Laute vernahmen wir... Der Verwalter, der doch an vieles gewohnt zu sein schien, zog die Stirne kraus und biss sich auf die Lippen. Uns lief die Gänsehaut über den Rücken. Die Töne, dieses wahnsinnige Kreischen schien Mauern durchdringen zu können. Es klang nicht stark, doch unheimlich einschneidend, martend und gemartert. Der Herr Verwalter bat uns, ihn zu begleiten. In seinem Privatbureau angekommen, liessen wir uns alle ungeheissen auf die bereitstehenden Stühle nieder.

«Nun, liebe Besucher», sprach der erfahrene Alte, «da Sie eben die Laute unseres schwersten Patienten gehört haben, so fühle ich mich gewissermassen verpflichtet, Ihnen etwas aus der Lebensgeschichte dieses armen Menschen zu erzählen, ohne zu befürchten, mein Amtsgeheimnis preiszugeben. Der arme Patient lebt nämlich als Unheilbarer, ähnlich wie ein Tier, verlassen von allen Verwandten und Bekannten — und muss bis zu seinem Lebensende in seiner Zelle Tag und Nacht eingesperrt bleiben. Schon seit sieben Jahren vernehmen wir von Zeit zu Zeit diese Laute, dieses — Geigenspiel! Sie sind verwundert, nicht wahr, dass ich von Geigenspiel rede? In der Tat, wer's nicht weiss, kann's fast nicht glauben. Der arme Kranke hat nämlich eine richtige Künstlergeige bei sich in der Zelle. Dieses Instrument martert er, lockt aus ihm die furchtbarsten Töne und fängt immer wieder von neuem mit dieser Schauermusik an. Wir dürfen ihm die Geige ja nicht etwa wegnehmen, sonst verfällt er in eine Art epileptischer Krämpfe. Nur wenn er die Geige bei sich weiss, nimmt er Nahrung zu sich. Von Zeit zu Zeit fängt er zu toben und zu wüten an; doch hat er der Geige während des allerschlimmsten Anfalles noch nie den geringsten Schaden zugefügt. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, versucht er zu zerschlagen: nur seine Geige bleibt ständig heil. Wenn aber zufällig eine Saite springt, verfällt er in einen neuen Krampf, und wir beeilen uns, möglichst rasch eine neue Saite aufzuspannen. Dann hört meistens der Anfall auf... doch will ich Ihnen nun etwas aus seinem früheren Leben erzählen:

Hans Streno, so heisst der Kranke, war der einzige Sohn einer armen Witwe. Sein Vater starb als Alkoholiker, kurz bevor der Knabe das Licht der Welt erblickt hatte. Dieser Vater soll ein ausgezeichnete Cellist gewesen sein; er war Mitglied beim Stadtorchester und gab von Zeit zu Zeit eigene Konzerte, die ihm Ruhm und Geld eintrugen. Mit Geld verstand er zwar nicht umzugehen. Daher wusste sich nach seinem Tode die arme Witwe mit dem kleinen Kind kaum mehr zurechtzufinden, als ihr eigenes, winziges Vermögen nur zu bald verzehrt war. Einige hochherzige Musikfreunde nahmen sich der Frau an. Doch sah sie sich gezwungen, ihr Kind einer Erziehungsanstalt anzu-

Überall, auf allen Bahnstationen Oesterreichs dasselbe Bild: Schlafende Menschen in den unmöglichsten Körperstellungen, müde Gesichter, aus welchen ausdruckslose Augen ins Leere starren. Kein Lächeln, keine lauten Worte — Menschen, die bereits gestorben zu sein scheinen



## Aus Rande des Zeitgeschehens —

### ein Kleinbahnhof in Oesterreich

Wer an einem schönen Sonntag oder an Festtagen in unserm Schweizerland auf Reisen geht, der hatte schon oftmals Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit und Pünktlichkeit unserer Bundesbahnen zu bewundern. Gewiss, während den Stosszeiten ist es nicht immer leicht, einen Sitzplatz zu finden. Die SBB verfügen nur über deren 200 000. Und trotzdem ist die Benützung unserer Bahnen, gemessen an den unzähligen Widerwärtigkeiten im Bahnverkehr der uns umgebenden Länder, ein reines Vergnügen.

Anders in Oesterreich, unserem, von vier Mächten besetzten Nachbarland im Osten. Zwar zirkulieren im Verhältnis zu Deutschland, dank der elektrischen Traktion, der Unabhängigkeit von der Kohle, ziemlich viele Züge. Die Zonenschränken jedoch erweisen sich für einen geordneten Zugverkehr als gewaltiges Hemmnis. Der einzige Zug, welcher Paris mit Wien verbindet und bereits dreimal wöchentlich fahrplanmässig verkehrt. Jeder Bahnhof in Oesterreich bietet heute ein Bild grösster Trostlosigkeit. In den Restaurationsräumen und den Wartsälen drängt sich eine hoffnungslose Menschenmenge, demobilisierte Wehrmachtsangehörige, Rückwanderer aus dem Reich, aus Oesterreich ausgewiesene Reichsdeutsche, und je nach der Zone französische, amerikanische oder englische Soldaten. Alle verbindet der gemeinsame Wunsch, es möchte sich möglichst bald eine Fahrgelegenheit bieten. Aber bis ein Zug heranbraust, vergehen endlose Stunden — und durch die leeren Tür- und Fensterrahmen bläst eine eisige Biese. Da sitzen und liegen sie dann, die Menschen ohne Heimat, versuchen, in ihre Mäntel und Decken eingewickelt, auf Bänken oder auf dem Fussboden einzuschlafen, Hunger und Kälte zu vergessen. Kleinbahnidyll? Nein! Tragik eines kleinen Ländchens.



Zwei Frauen, ein junges Mädchen und ein Kind — alle in langen, warmen Skihosen, einige Koffer, Decken. Wohin führt der Weg? Sie wissen es selber nicht. Ausgewiesen, unerwünscht. Heim ins Reich

Links: Keine Schweinslederkoffer, mit Hoteletiketten beklebt, werden heute auf dem Salzburger Bahnhof der Gepäckaufbewahrungsstelle übergeben, sondern Pappschachteln, Schnürbündel und Rucksäcke, welche die spärliche Habe der Flüchtlinge enthalten

(Photopress Zürich)

Unten: Eingehüllt in einen dicken Ledermantel, mit währschaften Schuhen und warmen Socken, gehört dieser Schläfer, der seine lange Wartezeit mit Schlaf verkürzt, schon zu den glücklichen Menschen, denn die wenigsten Leute verfügten über wintertüchtige Kleider



vertrauen. Auch sie war nämlich schwer dem Elend in der Künstlerbegeisterung, der frühen Tod des Gatten und nun noch die Trennung vom einzigen geliebten Kind, das alles brach ihre schwachen Kräfte und ihr feines, stilles Leben. Als der Knabe drei Jahre alt war, starb auch seine Mutter. Hans Streno hatte sie eigentlich nicht recht gekannt. Er wusste nicht, was Elternliebe ist. Er schloss sich seinen Pflegeeltern und Kameraden gegenüber nie an. Sicher ist, dass ihn in der zartesten Kindheit seelische Wunden versetzt wurden, die seinen durch Veranlagung ohnehin schwierigen Charakter noch mehr härteten. Mürrisch und misstrauisch hielt er sich von allen Menschen fern.

Nur einen einzigen Menschen fand er, dem er alles beehrte und der für ihn alles blieb: fast zu gleicher Zeit wurde auch ein anderer Waisenknabe in die Erziehungsanstalt aufgenommen. An seinem Namen kann ich mich nicht erinnern. Hans Streno nannte ihn stets nur Fin. Im Charakter waren beide ähnlich. Fin allerdings etwas weniger misstrauisch und zurückhaltend. Immerhin sprachen beide nur wenig vor anderen Leuten. Beide Knaben zeigten eine ausgesprochene Begabung für Musik. Fin trieb in der Anstalt eine alte, nicht mehr einwandfreie Geige auf. Jedes Jahr wurden die beiden Knaben Lieder, natürlich auswendig und dazu noch heimlich, da er von Noten nichts wusste. Denn in der Anstalt wurde sehr darauf geachtet, dass die Zöglinge nicht etwas „Unnütziges“ trieben. Und Streno lernte eben so heimlich auf einem alten Harz aus dem Jahre 1840, das er auf dem Klavier kam, war er nicht mehr davon abzubringen. Er wurde vom Klavier ein wenig abgelenkt, als er die Noten hörte und Strafen halben hätte. So kam es, dass die beiden mit zehn Jahren in der Anstalt Konzertlein gaben.

Die Frage nach der Ernährung ist heute besonders aktuell, zumal man entdeckt hat, dass entgegen der bis anhin geltenden Lehre, noch nicht alle Nahrungsmittel bekannt sind, die zur Aufrechterhaltung des Stoffwechsels erforderlich sind. Indessen pflanzt der Mensch schon seit der Steinzeit Gemüse an: Wir kennen zum Beispiel Linen, Bohnen, Mörrüben seit mehr als 4000 Jahren. Schon die Pfahlbauern in der Schweiz haben diese Gemüskultur gehabt.

Nun gibt es aber zunächst eine grosse Anzahl anderer Gemüsenarten, die aus fremden Ländern erst allmählich zu uns gebracht und hier zur Kultur geübt wurden.

Es ist heute herabgefallen, solange es der Polizei, die beiden Jungen zu erwischen. Jetzt waren es aber keine Knaben mehr, sondern Jünglinge, halbreife, verwilderte Burschen. In der Erziehungsanstalt für Kinder war ihres Bleibens nicht mehr. Sie wurden in Zwangserziehungsanstalten eingeleitet, selbstverständlich getrennt. Und zum dritten brannten sie durch, um gemeinsam die Freiheit zu erleben, zu wildern und vorab zu musizieren. Der Winter trieb sie in eine andere Stadt. Da erhielten sie vor allem einen Einblick in das Leben und Treiben der untersten Schichten. In Tingeltangels spielten sie auf. In Spelunken übernachteten sie. Ne trennten sie sich. Ihre Freundschaft war kein kindliches Schwärmen mehr, sondern ein blutig ernstes Zusammenstehen, Zusammenleben,



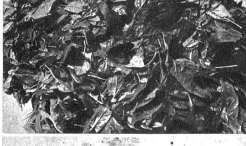
Der Salat ist ein sehr dehnbarer Begriff. Es gibt viele Dinge, die wir als Salat essen. Hier reden wir von den Pflanzen, deren saftige grüne Blätter genossen werden. Wir haben auch hier aus dem Altertum einzelne versprongte Überlieferungen und damit die Gewissheit, dass auch dort diese grüne Pflanze bekannt war. Ob und wie sie gegessen wurde, ist uns leider nicht mit stichhaltigen Erläuterungen bekannt. Erst im Mittelalter begann man die Salatpflanzen gebührend zu schätzen und der starke Anbau der Salate in italienischen Klöstern gibt hinlänglich Aufschluss über deren Kultur. Es waren dann auch die Mönche selbst, die für den Export sorgten, und wir treffen diese Pflanze auch bald hernach in den klösterlichen Siedelungen anderer Länder.



Den Kohl kannten bereits die Griechen und Römer. Von den Ägyptern haben wir davon keine Nachricht. In Rom aber empfand man ihn als „allerbestes Gemüse, als sehr gesund und wohlschmeckend. Die Zubereitung unterschied sich wahrscheinlich sehr wenig von der heutigen. Finesse: Fette und Gewürze waren zuzusetzen. Die Blumenkohl-Kultur errungen hat. Der Blumenkohl war schon im alten Orient angebaut, kam aber erst im späten Mittelalter nach Italien und noch später erst in den nördlichen Norden des übrigen Europas.

Die Spinat hat seinen Start sehr wahrscheinlich in Persien. Dort wurde er unter dem Namen Ispany angebaut. In Indien nannte man ihn Isfany. Von dort wanderte er über Kleinasien und Arabien nach Europa. Er wurde dann auch die auf ihren Eroberungszügen in Kultur des Spanns aus Spanien nach dem übrigen Europa und Frankreich. Man erwähnt ihn in den Reiseberichten des 14. Jahrhunderts.

Reichlich stammt gleichfalls aus dem Osten, wie so viele andere Gemüse, als sehr gesund und wohlschmeckend. Es waren die Römer, die die Kultur unserer Zeitrechnung nach Rom brachten. Im Kunsthistorischen Museum in Wien befindet sich ein römisches Tonlumpen mit einem Recept, das einen Korb darstellt, in dem ein Brotlaib, ein Kruglein und ein Reicht befindet. Darunter steht: „Pauperis cenam, namque, erit, erit, erit.“ (Die Mahlzeit des armen Mannes, nämlich, erit, erit, erit.) Römische Recepte bringen ihn ins Rheinland.



So stammt zum Beispiel die Bohne aus Amerika, und wir kennen sie demnach erst seit dem Spätmittelalter. Die Pythagorier überliefern uns in ihren Schriften die Kenntnis von einer Bohne, und zwar der Saubohne (faba vulgaris). Diese Bohne finden wir schon in neolithischen Siedelungen in Kleinasien, Ägypten, Italien, Spanien; sie wird bereits in der Ilias erwähnt und in den Ruinen Trojas fand man ihre Kerne. Sie galt zu allen Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel und spielte bei den Totenopfern eine sehr bedeutsame Rolle.



Der Lauch kommt aus dem Osten, Indien und Ägypter, Griechen und Römer. Die ganze antike Welt waren leidenschaftlich auf diese Wurze erpicht. Er wird bereits in den skandinavischen Norden hinauf als Gemüse und Wurz verwendet. Selbst die Dichtung blieb ihm nicht unberührt. So sagt er habe sich von den Söhnen Gjuders das Gras übertrage. Weit über zu allen Zeiten noch als Heilmittel erweisksam.

## Wissenschaftlicher Bummel über den Engros-Markt

Die Frage nach der Ernährung ist heute besonders aktuell, zumal man entdeckt hat, dass entgegen der bis anhin geltenden Lehre, noch nicht alle Nahrungsmittel bekannt sind, die zur Aufrechterhaltung des Stoffwechsels erforderlich sind. Indessen pflanzt der Mensch schon seit der Steinzeit Gemüse an: Wir kennen zum Beispiel Linen, Bohnen, Mörrüben seit mehr als 4000 Jahren. Schon die Pfahlbauern in der Schweiz haben diese Gemüskultur gehabt.

Nun gibt es aber zunächst eine grosse Anzahl anderer Gemüsenarten, die aus fremden Ländern erst allmählich zu uns gebracht und hier zur Kultur geübt wurden.



Zusammenschaffen. Mit einer heiligen Begeisterung spielten sie dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft ihre Weisen vor. Die lusternen, gemeinen Dirnen, die nach den hübschen, verwilderten Jungen saugten, gewahrten sie kaum. Sie hörten auch nicht auf die Worte der Landstreicher, die in ihrer allerhöchsten Nähe Trank kauen und Schnaps schlürften. Sie sahen keine andere Menschen an; sie sahen nur sich und hörten nur ihre Musik. Es musste allerdings eine seltsame Zigeunermusik gewesen sein. Noten kannten sie nicht; noch nicht; von den Meistern der Musik hatten sie keine Ahnung. Dennoch erklang ihr Musikieren, wenn auch verwirrt, voll Innigkeit und hatte sie weder dem verraten; nicht nur Dirnen und Vagabunden hörten ihre Weisen, nein, hin-

und wieder verirrte sich auch ein kultureller Mensch in diese Art Knospen, die dem seltsamen Töne wegen, sondern dem süßlichen und üblen Geruch heraus. — So verirrte sich auch einmal ein polter Kaufmann in die Spelunke. Der Herr wollte mit ihnen ein Gespräch anknüpfen. Zuerst taten sie störrisch und wollten nichts aussagen. Aber dann lieh sie in ihrem Geheimnis wusste. Aber nicht in dem Herzen den Plan, die von dem Tage an ging für lange Zeit ein neues Dasein fing für sie an, wie ein Traumbleben. Der reiche Herr liess beide an Konservatorium rich-

So stammt zum Beispiel die Bohne aus Amerika, und wir kennen sie demnach erst seit dem Spätmittelalter. Die Pythagorier überliefern uns in ihren Schriften die Kenntnis von einer Bohne, und zwar der Saubohne (faba vulgaris). Diese Bohne finden wir schon in neolithischen Siedelungen in Kleinasien, Ägypten, Italien, Spanien; sie wird bereits in der Ilias erwähnt und in den Ruinen Trojas fand man ihre Kerne. Sie galt zu allen Zeiten als ein wichtiges Nahrungsmittel und spielte bei den Totenopfern eine sehr bedeutsame Rolle.

Die seltsame Ohnmacht dauerte tagelang — und als Fin schon in der Erde lag, kam Streno wieder zu sich — und doch nicht mehr zu sich: sein Geist war gestorben. Er musste in unsere Anstalt verbracht werden. Nichts als die Meistergeige seines Freundes begehrte er. Und ohne diese Geige kann er eben nicht weiterleben. Entsetzt ist es anzuhören, wenn er selber hat er keine Klaviertaste mehr angerührt; er scheint seine eigene Kunst ganz vergessen zu haben. Er versucht immer wieder die abgebrochene Melodie seines toten Freundes weiterzuführen.

Diese wahnwitzigen Versuche dringen durch die dicksten Mauern des Irrenhauses. Es liegt eine dämonische Kraft und übermenschliche Schauerlichkeit in diesen Tönen, die eigentlich keine Töne mehr sind. Es ist das Röcheln einer todwunden Seele; es ist die lautgewordene Idee eines Wahnsinnigen, der nicht sterben kann, bis er die letzten Töne seines toten Freundes wieder gefunden zu haben wähnt. Dieses Suchen, das einem Geunden die Ohren zerreisst, wird der arme Kranke nicht aufgeben können, bis er selber vom Tode erlöst sein wird. Die Erlösung wünschen wir alle, Gesunde und Kranke, nicht nur zu seinem, sondern auch zu unserem Heil. — Damit habe ich Ihnen die Lebensgeschichte unseres schwersten Patienten erzählt, soweit es mir nach meinen eingehenden Erkundigungen über Hans Streno möglich ist.

Mit diesen Worten schliesse der Verwalter des Irrenhauses seinen ergreifenden Bericht. Kuno Christen